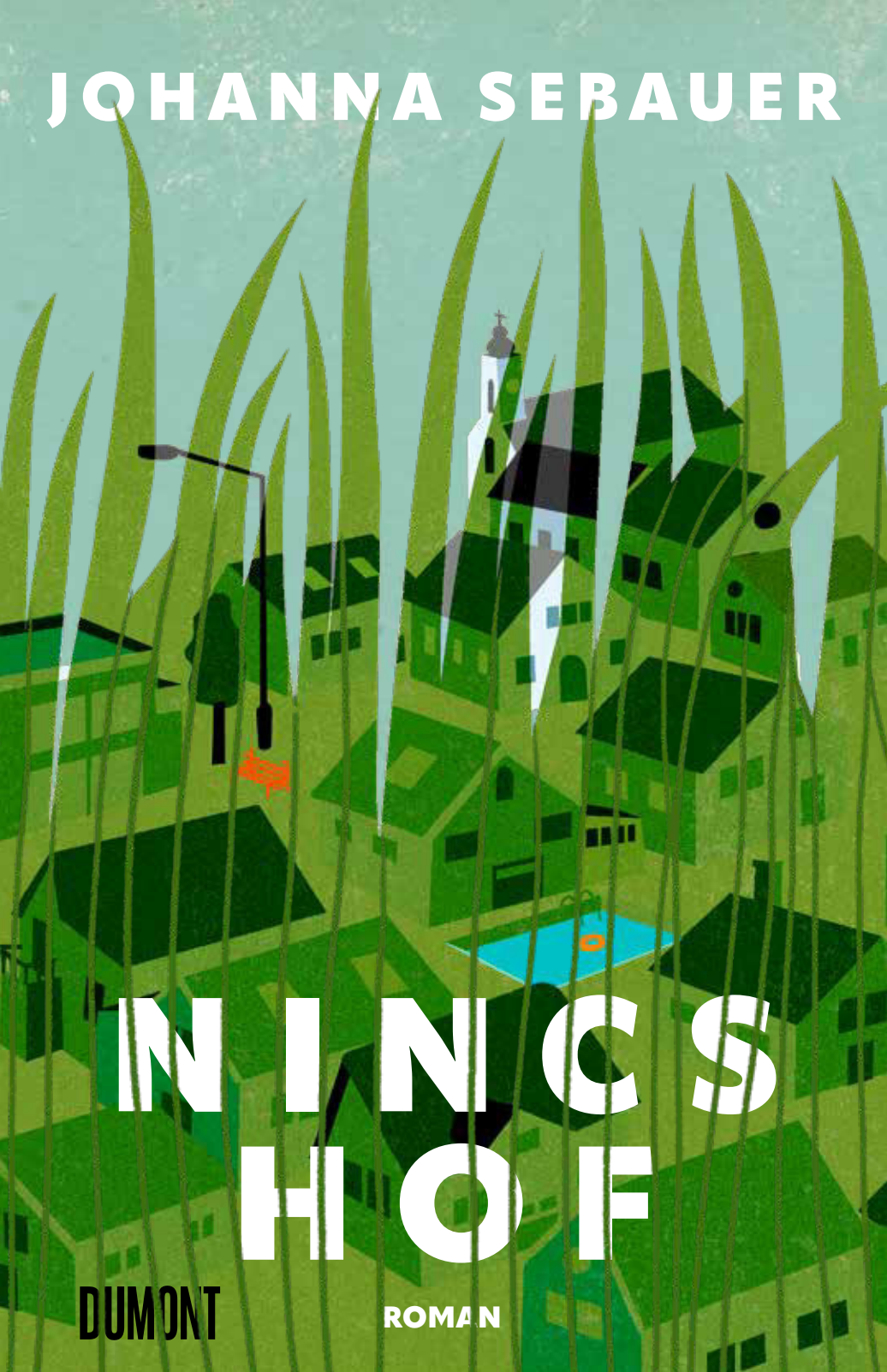
JOHANNA SEBAUER



NINGS HOF

ROMAN

DUMONT

Johanna Sebauer

NINCSHOF

Roman

DUMONT

ZUM GELEIT

Nincshof ist das Dorf. Auf den ersten Blick, wie jedes Dorf, in keiner Weise besonders. Auf den zweiten, wie jedes Dorf, einzigartig. Dort, wo man heute das östliche Ende von Österreich findet, wo man die Reste der Alpen nur an sehr klaren Tagen in der Ferne sehen kann, wie sie sich aufrichten, ein letztes Mal. Wo sonst keine Erhebung den Blick stört, wo der Horizont weit ist und die Sehnsüchte groß sind, dort, unweit des Neusiedler Sees, einer salzigen graubraunen Lacke, direkt neben dem Einser-Kanal, einem trägen Rinnsal, das die Grenze zu Ungarn markiert, duckt sich Nincshof mitten hinein ins Schilf. Ein paar Gassen, ein paar Häuser, Weingärten, Gurkenäcker und rundherum viel Nichts.

Im Winter pfeift der Wind über das gesichtslose Weißgrau dieses flachen Landstrichs und bringt eine Kälte mit, an der, so erzählt man sich, manch einer schon erblindet sei. Im Sommer wird die Luft schwer und zäh wie Kleister. Nur die Chöre der Grillen durchdringen sie mit ihrem Gesang. Wer nach Nincshof kommt, der will dorthin. Der Zufall, das würde er nie wagen, führt hier niemanden her. Auch dann nicht, wenn es, wie in dieser Geschichte, danach aussehen mag.

Warum das Dorf ist wie jedes andere, ist schnell erzählt. Eine Kirche gibt es hier, ein Wirtshaus mit Schanktheke aus dunklem

schwerem Holz und eine Bäckerei, in der man in der Mittagspause die Schaufenster mit Spitzenvorhängen zuzieht, in die sich über die Jahre ein satter Gelbstich gewoben hat. In eingeschossigen Häusern, weiß, buttergelb und bübchenblau, wohnen die Lebenden. Auf einem wild verwachsenen Friedhof unter alten Kastanienbäumen ruhen die Toten. Dazwischen schweben, wie in jedem Dorf, ein paar Heilige, ein paar Heldinnen, ein paar Helden und ein paar Legenden.

Dass das Dorf nicht ist wie jedes andere, sieht nur, wer nähertritt. Das Ohr an die Türen legt und lauscht, dem Zungenschlag, der anders klingt als in den Dörfern drumherum. Nur ganz sacht anders. Wer den Nincshofern und vor allem den Nincshoferinnen in die Gesichter schaut, ganz lange, der erkennt, dass es besondere Gesichter sind. Nur ganz sacht besonders. Nicht so, dass man mit einem entlarvenden Finger darauf deuten und sagen könnte: »Seht! Die Nasen sind länger, die Augen klarer und die Münder breiter.« Besonders ist, was hinter den Gesichtern liegt. Einem noch nie dort Gewesenen nur sehr schwer zu beschreiben.

Dass das Dorf nicht ist wie jedes andere, hat auch damit zu tun, – und hier begänne eine, möglicherweise die wichtigste, dieser Legenden –, dass es einst sogar noch viel weniger so gewesen ist wie jedes andere Dorf. Wie genau es einst und ob überhaupt, das weiß, so die Natur einer jeden guten Legende, heute kaum noch einer mit Sicherheit. Und dies ist, so die Natur einer jeden guten Legende, auch nicht wesentlich. Viel wesentlicher ist, dass die, die wollen, darüber streiten und – das ist vielleicht am wesentlichsten – davon träumen können. Wenngleich in Nincshof die Streiter und die Träumer heute fast verschwunden sind.

Fast.

In diesem sonderbaren Dorfe im äußersten Zipfel Österreichs wurde vor rund achtzig Jahren – und dies ist keine Legende – in einer heißen Sommernacht, in der Blitze den schwarzen Himmel erhellten und der Donner die Fensterläden in ihren Angeln scheppern ließ, in einem Schweinestall Erna Rohdiebl geboren. Eine Geburt so marternd, dass die Gebärende, Erna Rohdiebls Mutter Euphelia, in Momenten, in denen die heftigsten Krämpfe ihren Körper zu zerreißen drohten, die saftigen Blüten auf den leuchtenden Blumenwiesen des Jenseits bereits riechen konnte. Anderthalb Tage wallte ihr Leib, doch das kleine Leben in ihm rührte sich nicht. Mit zerzaustem Haar und wildem Blick irrte die Mutter Euphelia über den Hof wie eine Traumwandlerin und schrie verzweifelt. Familie und Nachbarn, die zu Hilfe geeilt waren, hinderten sie nicht daran. In Nincshof gab es damals nicht viele Regeln, aber eine, an die sich alle mit eiserner Konsequenz hielten: Nur vor zweierlei Gestalten hatte man als Mensch demütig zu schweigen – vor dem lieben Gott und vor einem niederkommenden Frauenzimmer.

Unzählbare Runden zog Mutter Euphelia in quälendem Wahn über den Hof, bis sie sich der Erschöpfung ergab und im Stall zwischen zwei Mastsäuen niedersank. Irgendwann lag, einem Wunder gleich, die kleine Erna Rohdiebl doch endlich im Stroh. Käsig verschmiert und bläulich schimmernd. Mit letzter Kraft schaffte Mutter Euphelia es, sich aufzurichten, das klebrige Neugeborene an seinen dünnen Beinchen hochzuheben und ihm sanft auf den Popsch zu klopfen, ein Röcheln, ein Blubbern, ein Schrei, bevor sie, die tapfere Kriegerin, zurücksank ins Stroh, wo kein Stroh mehr war, sondern nur noch Blumen, duftend, bunt und weich. Es war Erna Rohdiebls Großmutter Martha, die das feuchte Kind an sich nahm und der bleichen Mutter sanft die Lider schloss.

In Großmutters Armen wuchs das Neugeborene zum Kleinkind, zum Mädchen, zur Frau. Unter ihren strengen Augen schritt sie durch die Tage und lernte das Leben. Unter ihren rätselhaften, leise ins schwarze Zimmer hineingemurmelten Märchen glitt sie in die Nächte und lernte das Träumen. Der Großmutter Gutenachtgeschichten waren fantastischer als alles, was die kleine Erna Rohdiebl kannte. Lange dachte sie, es läge daran, dass diese Geschichten bloß so selten aus der Großmutter herauskamen, dieser schweigsamen Frau, und dass deshalb die Geschichten und die traumprallen Nächte, die auf die Geschichten folgten, etwas ganz Besonderes waren. Erst spät im Leben, nämlich just in jenem Sommer, in dem die folgende Geschichte sich zutrug, sollte Erna Rohdiebl bewusst werden, dass es einen anderen Grund dafür gab. Die Großmutter Martha war, bis zu jenem Sommer nämlich, die letzte große Träumerin von Nincshof.

Die folgende Geschichte nun beginnt am ersten Tag eines noch nicht allzu lange zurückliegenden Junis. Ein Tag, an dem der Sommer noch nicht offiziell begonnen hatte, an dem sich so doch entschied, was für ein Sommer es werden würde. Die Nincshofer Sommer glichen einander für gewöhnlich wie ein Schilfhalm dem nächsten. Alle waren sie ähnlich heiß, grell und träge. Jener aber, der an diesem ersten Junitag begann, sollte anders werden. *Unvergesslich*, würde manch einer sagen, der es nicht besser weiß. Einer, der gar meint, nur was erinnert werde, habe Wert.

JUNI

1

Es war also der erste Tag im Juni, als die Geschichte begann, und wie so oft trübte die Mystik des Beginns zunächst allen von ihm Betroffenen jegliche Vorahnung. Im kleinen Garten hinter dem Haus in der Urbarialgasse Nummer fünf saß Erna Rohdiebl unbeirrt, kratzte mit der Messerspitze Reste der Pusztafeigenmarmelade unter ihrem Fingernagel hervor und dachte, ein wenig reumütig, an Frau Dr. Waratny.

»So eine Diabetesdiagnose, Frau Rohdiebl«, hatte sie beim letzten Mal zu ihr gesagt, »so eine Diabetesdiagnose ist schnell gestellt.«

Und Erna Rohdiebl hatte nichts zurückgesagt, denn was sollte man schon zurücksagen, wenn einem die Hausärztin so etwas hinklatschte? Wenn sie einen ansah über den Goldrand ihrer Brille, vorwurfsvoll und fast ein wenig enttäuscht? Erna Rohdiebl hatte geschwiegen, genickt und sich von diesem Satz, achtlos aus dem Mundwinkel herausgeplätschert, den schuldfreien Frühstücksgenuss bis auf Weiteres verwehren lassen. Es war nicht so, als hätte Erna Rohdiebl danach nichts Diabetesrisikominderndes unternommen. Zunächst hatte sie die Marmelade einfach weggelassen, hatte, draufgängerisch enthaltsam, die ledige Semmel gegessen, nur mit Butter, nackt und traurig. Hatte frischen Beeren dabei zugesehen, wie sie rote Streifen zogen, als sie sie ins

Naturjoghurt rührte, hatte Haferflocken zu einer schleimigen Paste verkocht und dabei angewidert geschluckt, in Erinnerung an jenen Brei aus Essensresten, den Großmutter Martha damals den Säuen in die Tröge gekippt hatte. Hatte sogar das Mandelmus, das Tochter Marianne unter größten Lobgesängen aufgetischt hatte, probiert. Ein Wagnis, das damit geendet hatte, dass Erna Rohdiebl noch am selben Tag in das gleißende Rundlicht über dem Zahnarztsessel blinzeln musste, während man ihre im Mandelmus stecken gebliebene Krone wieder befestigte. Aber es war nicht viel auszurichten, wenn der eigene Körper diese Angewohnheit langsam zur Gewohnheit und dann, über viele Jahrzehnte, gar zu einer Bedingung festgeklopft hatte, unter der allein er bereit war, den Rest des Tages in Angriff zu nehmen. Erna Rohdiebl seufzte. Die Marmelade glitzerte feucht in der Morgensonne.

Es war der erste Tag im Juni, und er versprach, ein schöner zu werden. Trotz seiner Jungfräulichkeit war er unverschämt warm. Ein müder Wind, vom See kommend, trug den Geruch von Schlamm nach Nincshof. Im Nussbaum zirpte eine Blaumeise. Über dem bescheidenen Stück Wiese im Garten schaukelten zwei Schmetterlinge. Wer in den außerordentlichen Genuss kam, den Juni in Nincshof zu erleben, den hatte jemand mit ganz besonderem Glück bedacht. Die Luft wurde um diese Jahreszeit warm und jeden Tag schwerer mit Düften von Robinie, Pfingstrose, Lavendel, dem Surren von Grillen, Maikäfern, Hummeln und dem Übermut der Singvögel allesamt. Und als hätten sie sich still dazu verabredet, plusterten sich Sträucher weiter auf und weiter auf, reckten die Bäume ihre Kronen noch ein wenig und noch ein wenig höher, stolz wie Schauspieler, bereit für ihr wichtigstes Stück.

Erna Rohdiebl schob die Messerspitze mit der abgekratzten

Marmelade zwischen ihre Lippen. Auf der anderen Seite des Hauses quietschte das Gartentor.

»Erna!«, ertönte eine schrille Stimme.

Kein Zweifel, wer da gerufen hatte. Um den gesamten Neusiedler See, wahrscheinlich gar bis weit hinter die ungarische Grenze, gab es eine solche Stimme kein zweites Mal. Sie fuhr, wenn sie Erna Rohdiebl unvorbereitet traf, durch den ganzen Körper bis hinauf in den linken Backenzahn, wo seit dem Malheur mit dem Mandelmus ein Schmerz schlummerte, den nur diese Stimme aufzuwecken verstand.

Frederika Liebzipfel wohnte ein paar Häuser weiter und war, da auch sie bereits früh ihren Mann verloren hatte, seit gut einem Jahrzehnt Erna Rohdiebls Begleitung, wenn es ans Gießen auf dem Friedhof ging. In Erna Rohdiebls Garten kam sie nun, gefolgt von deren Nachbarin Armina Karnelli. Die beiden Damen hatten lange Tücher um ihre Hüften gewickelt. Bunte Badeanzüge spannten über ihren runden Bäuchen und üppigen Busen. Frederika Liebzipfel trug einen Strohhut. Armina Karnelli baumelte eine große Badetasche von der linken Schulter, unter ihrem rechten Arm klemmten zwei Schwimmnudeln.

»Bist du noch gar nicht fertig?«, fragte Frederika Liebzipfel und stemmte die Fäuste in die Hüften.

»Fertig wofür?«, fragte Erna Rohdiebl und drückte sich langsam aus ihrem Gartenstuhl.

»Wofür?« Frederika Liebzipfel schnaufte belustigt. »Die Fetzi hat ihren Pool endlich eingelassen. Wir gehen ihn einweihen.«

An ihrem linken Ohrläppchen erkannte Erna Rohdiebl etwas, das sie als Reste von hastig verschmierter Sonnencreme identifizierte. Zu diesem Ereignis, auf das sich die beiden Damen augenscheinlich mit sehr viel Sorgfalt vorbereitet hatten, hatte Erna Rohdiebl keine Einladung erhalten.

Den Witz am Kuchenbuffet beim letzten Feuerwehrfest über die vermeintliche Fertigbackmischung in Fetzi Erlangers Zwetschkenkuchen hatte diese anscheinend noch nicht verdaut. Eine beiläufig dahingesagte, augenzwinkernde Bemerkung war das damals gewesen, ein Lob im Grunde, das aber an ihr abgeprallt und direkt in den falschen Hals gezischt war. Erna Rohdiebl war nicht mehr dazu gekommen, dieses Missverständnis aufzuklären. So sehr hatte sich Fetzi Erlanger festgefahren in ihrer Kränkung. Seit diesem Vorfall war das Verhältnis zwischen den beiden Damen abgekühlt. Sie grüßten zwar, wenn sie einander auf der Straße trafen, wechselten aber keine weiteren Worte und gingen unbeirrt ihre Wege. Missverständnisse waren schwierig zu navigierende Gewässer in einem Dorf wie Nincshof, in dem alle der paar Hundert Einwohner einander kannten. Eine Flamme der Eifersucht loderte in Erna Rohdiebl empor, aber nur eine kleine.

»Nein, ich komm nicht mit! Ich hab's doch nicht so mit dem Chlorwasser.«

Eine Lüge, aber nur eine kleine.

»Außerdem muss ich noch so viel im Garten machen.«

Frederika Liebzipfel und Armina Karnelli sahen sich im Garten um. Auch Lügen waren schwierig zu navigierende Gewässer in einem Dorf wie Nincshof. Allein der Anstand gebot es den Damen an dieser Stelle, glücklicherweise, von weiteren Überredungsversuchen abzusehen.

»Also dann, Erna. Mach's gut«, sagten sie und gingen Richtung Gartentür. Ihre runden Hintern schwangen unter den bunten Tüchern hin und her.

Erna Rohdiebl ließ sich wieder in ihren Plastikgartenstuhl sinken. Sie biss in ihre Marmeladensemmel und strich über das Blumenmuster der Wachstischdecke. Neben ihrem Teller war eine

Ameise in einem Marmeladenklecks kleben geblieben und ruderte mit ihren Beinchen verzweifelt in der Luft herum. Erna Rohdiebl beobachtete sie kauend und sortierte ihre Gefühle. Es war der erste Tag im Juni, und der Sommer bekam eine Richtung.

In Nincshof hatten viele Grundstücke zwei Zugänge. Einen *offiziellen* nach vorne auf jene Straße, die im Grundbuch als Adresse eingetragen war – es war der hübsche Eingang mit einladender Fassade und Blumenkästen –, und einen zweiten Zugang auf einer weiteren Straße, am hinteren Ende des Grundstückes. Dort wurden durch Scheunentore, groß wie Tunneleinfahrten, einst Traktoren, Mähdrescher und Pferdeanhänger gerollt. Obwohl diese Zufahrtsgassen angeblich offizielle Namen hatten, sah keiner je die Notwendigkeit, sie zu benutzen. Stattdessen nannten die Anwohner diese kahlen, weil zweckdienlichen Gassen bloß *Hintaus*. Und da in Nincshof jeder den anderen kannte und jeder wusste, wo der andere wohnte, war auch immer klar, welche *Hintausgasse* jeweils gemeint war, wenn einer davon sprach. Die riesigen Traktoreinfahrten waren über die Jahre in manchen Hintausgassen weniger geworden und grünem Maschendraht, Thujenhecken und Garagentoren gewichen.

Auch auf dem Grundstück der Fetzi Erlanger war dies so, vor dem Erna Rohdiebl nun stand, zwei Tage nachdem Frederika Liebzipfel und Armina Karnelli in Badeaufmachung in ihren Garten gekommen waren. Auf dem Weg zur Bäckerei Hagenrieder hatte sie just entschieden, einen Umweg zu nehmen, einen kleinen bloß. Warum denn auch nicht? War doch der Tag so schön! War doch die Luft so klar! Hatte doch außerdem die Frau Dr. Waratny etwas von Bewegung gesagt, die guttäte, wegen des Cholesterins und der verkalkten Gefäße. Zwei Kreuzungen, zweimal abbiegen, und nun, tja, stand sie hier und schielte vorsich-

tig durch die Thujenzweige. Als hätte er es so gewollt, der Zufall. Dieser ewige Schelm.

Babyblau schimmerte er in der morgendlichen Sonne. Er war riesig. Den Anhänger vom Weinbauern, den großen grünen mit der elektrischen Kippfunktion, hätte man darin zur Gänze versenken können. Erna Rohdiebl trat näher und schob ein paar Äste zur Seite. An einer Seite ein Sprungbrett, an der anderen, eine dunkelblaue Rolle, mit der Poolabdeckfolie. Ein akkurat getrimmter Rasen rundherum wie ein Spannteppich. Sie steckte mit beiden Armen bis zur Schulter in der Hecke, ihr weicher Bauch quoll durch den Maschendrahtzaun. War das die Möglichkeit? Mitten in Nincshof! Das Gurgeln eines Motors riss sie schließlich aus ihrer Andacht. Ein Auto bog in einiger Entfernung in die Hintausgasse ein. Ruckartig zog sie ihren Kopf aus dem Strauch, zupfte sich Grün und Geäst aus den dünnen Haaren und setzte ihren Umweg fort.

Mit einer aufregenden Mischung aus Kühnheit und Scham verließ Erna Rohdiebl die Hintausgasse, in die es sie so zufällig verschlagen hatte. Die Gedanken flirrten durch ihren Kopf. Beinahe wäre sie dem Postbus, der zweimal täglich aus der Hauptstadt kam, vor die Räder gelaufen, hätte dieser nicht mit einem lauten Hupen auf sich aufmerksam gemacht. Wie ferngesteuert schlug sie den Weg zum Friedhof ein. Wie ferngesteuert stemmte sie sich gegen das schmiedeeiserne Tor, das unter gequältem Kreischen gegen jeden Eindringling protestierte. Wie ferngesteuert griff sie nach einer der Gießkannen neben dem Steinbecken. Wie ferngesteuert füllte sie sie mit Wasser und goss schließlich wie ferngesteuert die Rosen am Grab der Großmutter Martha und die Stiefmütterchen auf dem ihres Gatten Ferdinand. Dass sie eigentlich zur Bäckerei gehen wollte, hatte sie längst vergessen. Wie wohl das Wasser …? Auf der Haut …? Vielleicht sollte

sie …? Vielleicht nur einmal? Vielleicht nur den kleinen Zeh? Erna Rohdiebl wurde schwindlig. Sie stellte die Gießkanne ab, ließ sich am Grabrand nieder und betrachtete die kleinen Grasbüschel, die in den Ritzen des schlampig betonierten Gehwegs wuchsen.

Ihr Gatte Ferdinand hatte immer behauptet, er wisse, wie man Geld richtig ausgab: im besten Falle nämlich gar nicht. Über die Möglichkeit eines Pools im eigenen Garten hätte er nicht einmal zu denken angefangen. Hätte ihn Erna Rohdiebl danach gefragt, er wäre vor lauter Empörung über diesen Irrsinn rot angelaufen, hätte aber nichts weiter gesagt. Er hätte seine Wurst mit ruckartigen Bewegungen geschnitten, dass das Messer auf dem Teller gequietscht hätte. Hätte den Geschirrspüler mit mehr Geschepper als nötig eingeräumt. Hätte mit übertriebenem Schwung die Terrassentür aufgerissen und wäre in seinen Gemüsegarten gestapft. Dort hätte er sich eine Zigarette angezündet, den Rauch tief eingesogen und mit Nachdruck wieder ausgeschnauft, dass Erna Rohdiebl es noch durchs Küchenfenster hätte hören können. Dann wäre er zwischen den Paradeiserstauden und dem Kopfsalat auf und ab gegangen, hätte das Gemüse kritisch beäugt. Er hätte verbissen nach Unkraut gesucht und es in Eile ausgerupft, als wäre es Träger einer hochansteckenden Seuche, die in den Menschen die törichte Idee, einen Pool besitzen zu müssen, zum Ausbruch brachte. Erna Rohdiebl war fast ein bisschen traurig, dass sie ihm damals, als es möglich gewesen war, diesen Vorschlag nie gemacht hatte. Es wäre mit Sicherheit ein amüsanter Tag geworden.

Auf dem Heimweg vom Friedhof durch die warme Vormittagssonne traf sie ein jäher, dumpfer Schlag. Erna Rohdiebl taumelte rückwärts und hielt sich im letzten Moment an einer Straßenlaterne fest. Eine Joggerin, mit zu viel Schwung um die Friedhofs-

mauer kommend, war direkt in sie hineingelaufen. Eine große, schlanke Frau stand vor ihr. Sportkleidung, leuchtendes Türkis, windschnittige Sonnenbrille, dünne Kabel aus den Ohren baumelnd, Schweißfilm am ganzen Körper. Sie glitzerte.

»Verzeihung«, schnaufte die Frau. »Ich hab Sie nicht gesehen.«

Sie schob ihre Sonnenbrille in die Haare, zog das Kabel aus einem Ohr, fasste Erna Rohdiebl an beiden Schultern und suchte ihren Blick. Ihre gebräunte Stirn lag in feinen Falten, die Miene ernst.

»Es tut mir leid. Ist alles in Ordnung?«

Erna Rohdiebl nickte hastig. Die Frau hielt ihren Blick einige Momente fest, schien auf etwas zu warten, lächelte aber dann, zog ihre Sonnenbrille wieder auf die Nase und joggte davon. Ihr blonder Pferdeschwanz wippte auf und ab.

Das war sie. Die Neue aus der Stadt. Vor einem Jahr hatte sie mit ihrer Familie die alte Mühle am Ortsrand gekauft und in einen Wohnklotz verwandelt. Kahl, mit scharfen Kanten und so stechend weiß, dass man sich die Hände vor die Augen halten musste, wenn man daran vorbeiging. Viel Gerede hatte es gegeben während der Bauphase. Alle hatten irgendwo etwas über die Neuen aufgeschnappt, bei der Wirtin zusammengetragen und mit Pusztafeigenschnaps, dem stärksten Flüssigkleber für Ziegel aus Halbwissen, zu wilden Gerüchten ausgebaut. Berühmt seien die, oben in der Stadt, hatte einer gesagt. Eine Schauspielerin sei sie, ein zweiter. Die riesige Koppel neben dem Haus sei für die Pferde. Denn eine Reitschule für die Reichen wollten sie errichten, ein dritter.

Vor ein paar Wochen waren sie schließlich eingezogen. Die Joggerin, ihr Mann, ihre Tochter. Erna Rohdiebl war ihnen noch nicht begegnet. Nur Frederika Liebzipfel hatte die Frau einmal auf dem Weg zur Bäckerei getroffen und Erna Rohdiebl hinterher

erzählt, dass diese sie nicht gegrüßt habe. Frederika Liebzipfel traf ständig Leute, die nicht grüßten.

Zurück in der Urbarialgasse Nummer fünf dachte Erna Rohdiebl schon kaum noch an den Pool. Sie stellte einen Topf mit Wasser auf und legte ein paar Kartoffeln hinein. Im Radio verlas eine Moderatorin des Regionalsenders die aktuellsten Meldungen. Besucherrekord im Strandbad am See, Brand in einer Tischlerei in einer Gemeinde im Süden, Eröffnung der Ausstellung einer Töpferin aus dem auch weit hinter den Landesgrenzen bekannten Keramikort Stoob. Das Wetter sollte heiter bleiben, gegen Ende der Woche waren Gewitter und starke Regenfälle wahrscheinlich. Ein verdächtig gewöhnliches Wetter für einen Nincshofer Sommer, der für Erna Rohdiebl, von ihrer Neugierde selbst etwas überrascht, bereits ein bisschen weniger gewöhnlich geworden war und noch viel ungewöhnlicher werden sollte.

Wenige Tage später stand Erna Rohdiebl auf der Gasse vor ihrem Haus und kehrte mit einem Handbesen in der Sonne funkelnde Spinnweben von ihrem Gartenzaun, da sah sie aus dem Augenwinkel einen bunten Farbfleck auf sich zuwanken. Es war Frederika Liebzipfel, wieder in ihr Badearrangement gekleidet. Wieder wallendes Tuch um die Hüften, wieder Sonnenhut mit breiter Krempe, wieder knalltürkiser Badeanzug. Neu diesmal: strandtaugliche Stoffsandalen mit Korksohle, die Frederika Liebzipfels Zehen in einen so scharfen Spitz zusammenpressten, dass sie übereinanderlagen und rot anliefen.

»Schon wieder schwimmen? Es ist doch Regen angesagt für heute Nachmittag«, sagte Erna Rohdiebl.

Frederika Liebzipfel blickte nach oben in den Himmel und hielt ihren mächtigen Sonnenhut fest.

»Ach, vielleicht zieht's ja vorbei.«

»Starkes Gewitter, haben sie gesagt, in den Nachrichten. Mit Hagel sogar.« Erna Rohdiebl ließ den Handbesen sinken.

»Ja, du hast eh recht. Ideal ist es nicht«, sagte Frederika Liebzipfel nickend. »Aber, weißt eh, die Erlangers fahren ja morgen in die Türkei. Vierzehn Tage. Also ist heute der letzte Tag, an dem wir schwimmen gehen können.«

»Ach so?«

»Ja, ja. Das machen die doch jedes Jahr. Zwei Wochen im Juni und zwei Wochen im August. Tunesien, Gran Canaria, zuletzt waren sie da im Norden. Kreuzfahrt nach Spitzbergen. Wegen der Mitternachtssonne. Hat ihnen nicht gefallen. Zu teuer, zu hell. Aber weißt eh«, Frederika Liebzipfel trat einen Schritt an Erna Rohdiebl heran und sprach leise aus einem Mundwinkel, »wenn man halt das Geld hat.« Sie kicherte unter ihrem Sonnenhut hervor und sah Erna Rohdiebl erwartungsvoll an.

Seit sie Frederika Liebzipfel kannte, und sie kannte sie bereits ihr gesamtes Leben, war diese Frau genau so: über andere urteilen, aber immer so hart an der Grenze zum bloßen Augenzwinkern dass man ihr niemals hätte Arglist vorwerfen können, ihre Bemerkung aber immer auch als Einladung zum Mitmachen verstehen konnte, wenn man wollte. Erna Rohdiebl verwirrten diese Gespräche. Daher hatte sie irgendwann beschlossen, nicht mehr darauf einzugehen.

»Und die Erlangers haben halt das Geld«, versuchte es Frederika Liebzipfel noch einmal.

»Ja, das mag stimmen«, sagte Erna Rohdiebl knapp.

»Sonst hätten sie sich ja auch diesen Mordspool nicht leisten können.«

»Ja, sicherlich.«

»Unsereins kommt halt nur dann und wann in den Genuss von so was.«

Frederika Liebzipfel wartete einige Augenblicke auf eine Antwort, doch Erna Rohdiebl hielt ihrem auffordernden Blick stand und sagte nichts. Also verabschiedete sie sich und marschierte in ihrem wallenden Tuch die Urbarialgasse hinunter.

Zwei Tage später packte Erna Rohdiebl eine Tasche mit einem großen Badetuch, ihrer Badehaube und einem Apfel. Im Keller fand sie die alte Stirnlampe, mit der ihr Gatte Ferdinand einst einem Marder aufgelauert hatte, der damals die jungen Paradeiserpflanzen abgekaut und zwischen die Radieschen geschissen hatte. Sie zwängte sich in ihren dunkelblauen Badeanzug und streifte einen Bademantel über, Sonnentherme Lutzmannsburg war mit rotem Zwirn aufs Revers gestickt. Ohne allzu lange darüber nachzudenken, ohne Gefahr zu laufen, es sich anders zu überlegen, trat sie aus der Terrassentür, schnappte sich einen Plastikgartenstuhl, schwang ihn über die rechte Schulter und begann ihren Missionszug durch die warme tintenblaue Nacht.

Die Hintausgasse war ihr seltsam fremd in der nächtlichen Schwärze. Soweit Erna Rohdiebl die Häuser von hier aus sehen konnte, brannte in keinem von ihnen Licht. Mit hämmerndem Herzen in der Brust positionierte sie den Gartenstuhl vor einer Lücke in den Thujen, stieg darauf, wuchtete ein Bein über den Zaun, zwängte ihren weichen Körper durch die kratzige Hecke und stand irgendwann, schnaufend und sich selbst nicht ganz glaubend, tatsächlich sicher auf dem Rasen der Fetzi Erlanger. Scharfer Chlorgeruch stieg ihr unvermittelt in die Nase. Den Gartenstuhl zog sie unter dem Knacken einiger dünner Äste durch die Hecke, schlüpfte aus ihrem Bademantel, zog die Badehaube über und schnallte sich die Stirnlampe obendrauf.

Der Ehering klackte laut gegen den metallenen Handlauf, als Erna Rohdiebl auf die erste Sprosse der Einstiegsleiter hinabstieg,

das Wasser angenehm warm um ihre Knöchel. Sie hatte es wirklich geschafft. War mit Heldenmut durch das Dorf geschlichen und würde nun endlich tun, was Frederika Liebzipfel mit Stolz und beachtlicher Festlichkeit durchs Dorf tragend seit einigen Tagen tat. Erna Rohdiebl stieg eine Sprosse tiefer.

Plötzlich ein Hundebellen.

Es kam aus der Nähe und klang sehr dringend. Wahrscheinlich das Mistvieh vom Sohn der Bäckerin Hagenrieder. Erna Rohdiebl klammerte sich fester an den Handlauf. War sie zu laut gewesen? Hatte sie ihn geweckt? Würde er die Nachbarn alarmieren? Eine lange Weile stand sie wie festgefroren auf der Leiter, in Sorge, die kleinste Bewegung würde Luft aufwirbeln und hinübertragen zur feinen Nase dieses bellenden Hundes, der Herrl und Frauerl sogleich anzeigen könnte, wo sich gerade eine Unerhörtheit begab. Leise begann Erna Rohdiebl zu summen, mit der Melodie des neuen Liedes von Dolce Carlo, das sie im Regionalsender gerade rauf und runter spielten, stemmte sie sich gegen ihre Panik. Irgendwann verstummte der Hund. Zögerlich, die Ohren wachsam scharfgestellt, trat sie wieder eine Sprosse tiefer, dann noch eine, ließ die Einstiegsleiter los und stieß sich ab.

Nun war sie hier. Und ein Traum war das! Das Wasser seidig um ihren Körper. Der war besonders im letzten Jahrzehnt immer steifer geworden, die Glieder Blei, die Gelenke sandig-trocken. Vorsichtig machte sie ihre ersten Schwimmzüge. Der Schein der Stirnlampe glitt vor ihr über die schwarze Oberfläche. Nach fünf Längen wurde sie kühner. Immer schneller und heftiger wurden ihre Stöße. Sie war sich sicher, dass die Fetzi Erlanger, die Frederika Liebzipfel und die anderen Damen nicht einmal richtig schwammen, wenn sie hier zusammenkamen. Wahrscheinlich lagen sie nur auf den Liegestühlen oder ließen ihre käsigen, von Krampfadern marmorierten Beine vom Beckenrand ins Wasser

baumeln. Von einer solchen Runde wollte Erna Rohdiebl kein Teil sein. Und so erschien es schlicht logisch, ihre Schwimmeinheit in die Nacht zu verlagern, wo sie ungestört von Altweibergeschnatter ihre Bahnen ziehen konnte. Nach ungefähr zwanzig Bahnen entfloh ihr langsam der Atem. Im Geräteschuppen fand sie zwei Schwimmnudeln. Sie schob sich eine unter die Schultern, die andere unter die Kniekehlen und ließ sich treiben. Sie knipste die Stirnlampe aus und betrachtete die Sterne, die den Nincshofer Himmel heute besonders hell erleuchteten.

Um zwei Uhr nachts kam sie zurück in ihr Haus in die Urbarialgasse Nummer fünf. Den nassen Badeanzug zog sie noch auf der Terrasse aus und hängte ihn mit Wäscheklammern an der Wäschespinne auf. Nackt stieg sie hinunter in den Keller und holte eine Flasche Märzenbier, nackt ging sie wieder nach draußen, ließ sich in einem Gartenstuhl nieder und blickte in den Himmel. Wie außergewöhnlich diese Nacht doch war. *Unvergesslich*, dachte sie, denn sie wusste es noch nicht besser. Das Bier trank sie in langsamen kleinen Schlucken, die schwarze Luft noch immer warm auf ihrer Haut. Erna Rohdiebl rülpste leise und freute sich ein wenig.

In den darauffolgenden Nächten tat sie stets das Gleiche. Wartete bis Mitternacht, packte ihre Tasche, schulterte den Gartenstuhl und stahl sich zum Haus der Fetzi Erlanger. Sie zog ihre Bahnen und ließ sich danach auf den Schwimmnudeln treiben. Ausgesprochen heiße Tage waren das, und sie dankte der Fetzi Erlanger still für ihre geniale Idee. Dieser Pool, wahrlich ein Geschenk für alle Nincshofer. Natürlich gingen die nächtlichen Ausflüge nicht ohne Einbuße an ihr vorbei. Ihr Schlafrhythmus wurde durcheinandergewirbelt, was irgendwann auch ihren Kindern, Stefan und Marianne, auffiel, wenn sie wochenends zum

Kaffee nach Nincshof kamen. Besorgt fragten sie nach, warum die Mutter so taumelig durch den Tag trottete, Dinge vergaß und ständig gähnte. Wenn das Älterwerden einen Vorteil hatte, dann jenen, dass man immer etwas hatte, womit man seine Vergesslichkeit, Verwirrtheit, Faulheit oder andere menschliche Unzulänglichkeit gegenüber Jüngeren rechtfertigen konnte, ohne dass diese es infrage stellten.

Der Starkregen, den der Wettermann im Regionalsender nicht müde wurde vorherzusagen, traf Nincshof am Ende dann doch unvorbereitet. Keine verdächtige Brise hatte, sanft hinweisend, die Bäume bewegt, keine Kühle hatte den Menschen warnend die Gänsehaut über die Arme gezogen. Jäh und tobend brach er über das Dorf herein und überraschte Erna Rohdiebl, die schon gar nicht mehr an ihn geglaubt hatte, auf dem Heimweg von ihrer nächtlichen Schwimmrunde. Ein dicker warmer Tropfen klatschte hörbar auf ihren vom Tragen der Badehaube verrutschten Scheitel. Sie zuckte. Es folgte der nächste. Und der nächste. Erna Rohdiebl zog sich die Sandalen von den Füßen und eilte. Als sie in die Urbarialgasse hastete, klebte der vollgesogene Bademantel bereits schwer an ihrer Haut. Ein paar Häuser noch, nur noch ein paar Meter, und sie würde sich im trockenen Haus in ihrem warmen Bett wissen.

Ein lauter Pfiff riss sie aus ihrer Zielstrebigkeit.

»Erna!«, rief eine Stimme.

Im Backenzahn stach es. Frederika Liebzipfel lehnte aus ihrem Fenster, die Ellenbogen auf einen Polster gestützt, rauchend.

»Was zum Teufel?«

Erna Rohdiebl hatte nicht damit gerechnet, um diese Zeit eine derartige Frage beantworten zu müssen. Sie hatte überhaupt nicht damit gerechnet, irgendjemanden um diese Zeit in ihrem Dorf anzutreffen, wenngleich ihr klar war, dass Frederika Liebzipfel

nicht selten, wenn sie nicht wusste, wohin mit all der Zeit in ihren Tagen, aus dem Fenster hing, um zu rauchen und zu schauen.

»Ich war spazieren!«, rief sie durch die Regenwand.

»Um zwei Uhr in der Früh?«, fragte Frederika Liebzipfel und tippte mit dem Zeigefinger auf ihr linkes Handgelenk, an dem sich keine Uhr befand.

»Ich hab nicht schlafen können.«

»Was hast du da in deiner Tasche?«

Frederika Liebzipfel lehnte sich weiter aus dem Fenster und blinzelte durch die Tropfen.

»Sachen«, rief Erna Rohdiebl.

»Sachen?«

»Sachen zum Essen.«

»Und der Gartensessel?«

»Ist zum Hinsetzen.« Erna Rohdiebl hörte sich selbst dabei zu, wie ihr eine Absurdität nach der anderen über die Lippen rollte, und war fast schon dankbar, dass Frederika Liebzipfel in dieser wirren Situation immerhin die Größe besaß, sie nicht auf den klatschnassen Bademantel anzusprechen. Dennoch konnte sie trotz des Regens, der alles verwusch, beobachten, wie sich in Frederika Liebzipfel der Verdacht erhärtete, dass Erna Rohdiebl ein Geheimnis hatte. Wie Missverständnisse und Lügen waren auch Geheimnisse schwierig zu navigierende Gewässer in einem Dorf wie Nincshof.

»Ich muss jetzt ins Bett, Fredi. Gute Nacht.«

»Schlaf gut, Erna«, sagte Frederika Liebzipfel höflich, aber mit funkelnden Augen, und drückte ihre Zigarette in dem Aschenbecher auf dem Fensterbrett aus.

Eilig entledigte sich Erna Rohdiebl ihrer Kleider. Der Bademantel klatschte auf die kalten Fliesen im Vorzimmer, der Badeanzug schnalzte hinterher. Mit einem weichen Handtuch rub-

belte sie sich trocken, zog ihren Schlafrock über und kroch ins Bett. Draußen brüllte der Regen, den nun auch ein wütender Wind in alle Richtungen peitschte. Dennoch war es nicht der Lärm der ergrimmten Natur, der sie in dieser Nacht vom Schlaf abhielt. Ahnte Frederika Liebzipfel bereits, was sie jede Nacht seit einer Woche tat? War sie ihr möglicherweise sogar gefolgt? Erna Rohdiebl starrte an die Zimmerdecke, durch ihren Kopf walzten sich wilde Szenen, die sie schwindelig machten. Sie stand auf, öffnete das Fenster. Alles rauschte, alles dampfte, erdiger Geruch kroch in das Schlafzimmer.

2

Man muss sich vorstellen, dass es in einem Dorf wie Nincshof selten einen Grund gab, etwas der Heimlichkeit zu überlassen. Schon alleine deshalb nicht, weil es kaum möglich war, in einem Dorf wie Nincshof – mit seiner Handvoll Häuser, zusammengerottet am Ende von Österreich – etwas zu tun, zu sagen oder manchmal gar zu denken, ohne dass einen an der nächsten Straßenlaterne schon jemand darauf ansprach. Die Nincshofer und besonders die Nincshoferinnen wussten alles voneinander. Früher, so erzählte man bei der Wirtin gerne, mussten sie sich dazu nicht einmal unterhalten, sondern bloß im richtigen Moment das Richtige denken.

So war es doch verwunderlich, oder nicht?, dass in jenem Sommer, in dem diese Geschichte sich begab, Schwaden der Heimlichkeit ins Dorf zogen, sich da und dort zusammenbauschten und manches vernebelten. Nicht nur in jener Ecke, in der Erna Rohdiebl ihre Schwimmnächte verbrachte.

In einer anderen Ecke fand man bei beginnender Dunkelheit die Heimlichkeit über den Köpfen dreier Männer hängen. Am Ortsrand, an der Grenze zu Ungarn, neben dem Einser-Kanal und seinem trägen Wasser, fern vom Licht jeder entlarvenden Straßenlaterne, die Blicke hastig von einem Winkel in den anderen werfend, wie man es eben tat, wenn einem die Heimlichkeit

tief über dem Haupte hing, murmelten sie. Gerade so laut, dass sie einander unter dem Schnarren der Grillen im hohen Gras noch verstehen konnten. Ein Junger war dabei, vielleicht Anfang zwanzig, lange dünne Arme, lange dünne Beine, ein Älterer mit ausladendem Bauch über der Gürtelschnalle hängend und ein Nochälterer, dem die Zeit die endlose Stirn scheckig gepudert und den Hals in lange lose Lappen faltig gezogen hatte.

Früher, seufzte der Nochältere stets irgendwann, wenn sie zusammenkamen in der Heimlichkeit, sei alles besser gewesen in Nincshof, und die anderen nickten, da man immer nickte, wenn einer von einem *Früher* sprach, da dieser Satz alles bedeuten konnte und nichts, da man sich, ohne zu wissen, was der andere genau meinte, verbunden fühlen konnte mit ihm. Und Verbundenheit – war nicht das das Schöne? *Frei*, seufzte der Nochältere, sei man *früher* noch gewesen in Nincshof, und wieder nickten die anderen. Denn Freiheit – war nicht das das Schönste?

Zusammen kamen diese Nincshofer Männer nicht erst in diesem Sommer, doch in diesem Sommer trugen sie – hätte die Heimlichkeit nicht alles verwischt, hätte es auch der Rest des Dorfes mitbekommen – ein nervöses Beben in den Leibern. Ein Zittern in der Stimme.

»Wenn das auffliegt«, sagte der Junge ernst in die warme Juninacht hinein, »dann wirft uns das zurück. Um Monate, Jahre. Ich sag euch, das wird nicht gut ausgehen.«

Der Ältere seufzte. Der Junge fuhr fort.

»Wenn irgendwer die Erna erwischt, die Leute werden reden. Und zwar nicht bloß in Nincshof. Auch drüben in Andau werden sie reden, in Zick, in Wallern, in Tadten. Wer weiß, vielleicht tragen sie die Geschichte sogar hinüber auf die andere Seite vom See bis, Gott bewahre, nach Eisenstadt. Von der Zeitung werden sie dann jemanden vorbeischicken. Einen Sensationsartikel wer-

den sie schreiben, und dann werden sie noch mehr reden. Ich kann es schon hören, das Gemurmel.« Der Junge senkte seine Stimmlage auf Stammtischtrinkerniveau und äffte nach: »›War ja klar, dass so was in Nincshof passiert. Haben wir ja immer schon gewusst, dass die in Nincshof alle irgendwo angrennt sind.‹«

Der Ältere seufzte wieder.

»Ich schlage vor, erst einmal Ruhe zu bewahren und nicht gleich in Panik zu verfallen«, sagte er. »Die Liebzipfel ist vielleicht ein wenig skeptisch geworden, aber das heißt nicht, dass sie auch herausfinden wird, was die Erna wirklich tut.«

»Wir wissen es ja auch bereits«, zischte der Junge. »Warum sollen andere nicht ebenfalls dahinterkommen?«

»Nicht alle haben, wie wir, ihre Augen und Ohren überall in Nincshof.«

Die drei Männer schwiegen. Neben ihnen schob sich der Einser-Kanal mit kaum hörbarem Plätschern Richtung Osten.

»Wie eine Verschwörung, oder?«, flüsterte der Junge, der sich nicht rauspflücken ließ aus seiner wuchernden Panik. »Als ob jemand das mit Absicht täte. Uns behindern in unserem Vorhaben. Wie soll man uns denn vergessen, wenn immer so ein seltsamer Schmarrn bei uns passiert?«

Nervös tänzelte er von einem langen dünnen Bein aufs andere.

Wahrlich!! Wie sollte man es denn vergessen, das Dorf, wenn immer so ein seltsamer Schmarrn passierte? Und das war es schließlich, was die Männer in ihrer Heimlichkeit zusammendrängte, immer dringlicher in diesem Sommer – das Vergessen. Das Vergessen, wo ihr Nincshof wieder sein würde, wie es einst gewesen war, dem sie immer näher gekommen waren in den vergangenen Jahren, in denen sie ihre Träume in Pläne gepresst hatten. Nun aber das. Das und mehr! Denn als wären Erna Rohdiebls kühne Schwimmausflüge nicht schon genug der Besorgnis,

gab es in diesem Sommer ja auch noch ein anderes, sehr akutes Risiko: diese Neuen. Die Neuen in ihrem an den Ortsrand hingewuchteten Kastenhaus, eine in Nincshof bis dahin unbekannte Übertriebenheit. Ihr bares Vorhandensein allein bereitete den Männern großes Unbehagen.